

«Wer will schon auf dem Mars wohnen?»

Berner Klimatologe im Interview Thomas Stocker sagt, der Klimawandel lasse sich nur mit neuen Technologien und weniger Konsum bekämpfen. Denn es gebe keinen Planeten B.

Mirjam Comtesse

Herr Stocker, beim Klima zeigt sich wie bei Corona eine zunehmende Skepsis gegenüber der Wissenschaft. Macht Ihnen das Sorgen?

Grosse Sorgen, ja. Allen Wohlstand, in dem wir leben – zum Beispiel Ihr Smartphone, das gerade unser Gespräch aufnimmt –, verdanken wir der Wissenschaft. Es ist absurd, zu sagen: Ich impfe mich vielleicht gegen Kinderlähmung, aber nicht gegen dieses Virus, das eine Pandemie ausgelöst hat. Ich habe manchmal den Eindruck, wir haben die Bilder vergessen von Corona-Patienten, die im Spital beatmet werden oder sterben.

Woher kommt die Skepsis?

Sie wird einerseits in Filterblasen im Internet gefördert. Andererseits gibt es auch gesellschaftliche Gruppen, die ein Interesse daran haben. Beim Klimawandel ist es offensichtlich: Autohändler, Öl-Importeure und Flugplätze haben im Juni gegen das neue CO₂-Gesetz gekämpft. Bei Corona geht es in eine ähnliche Richtung. Mit dem Misstrauen gegenüber der Impfung, die eigentlich nur bei wenigen vorhanden ist, kann man plötzlich grosse Aufmerksamkeit erregen. So werden Bevölkerungsschichten mobilisiert, die sich sonst kaum politisch betätigen.

Die Corona-Skeptiker wehren sich doch einfach dagegen, dass ihre Freiheit eingeschränkt wird.

Diese egoistische Betrachtungsweise ist leider zunehmend eine Eigenschaft unserer Gesellschaft. Viele sehen bei politischen Massnahmen nur die Folgen für sich selbst. Dabei geht es beim Coronavirus wie beim Klimawandel darum, sich zugunsten der Gemeinschaft anders zu verhalten oder auf eigene Vorteile zu verzichten.

Was braucht es, damit Menschen solidarisch sind?

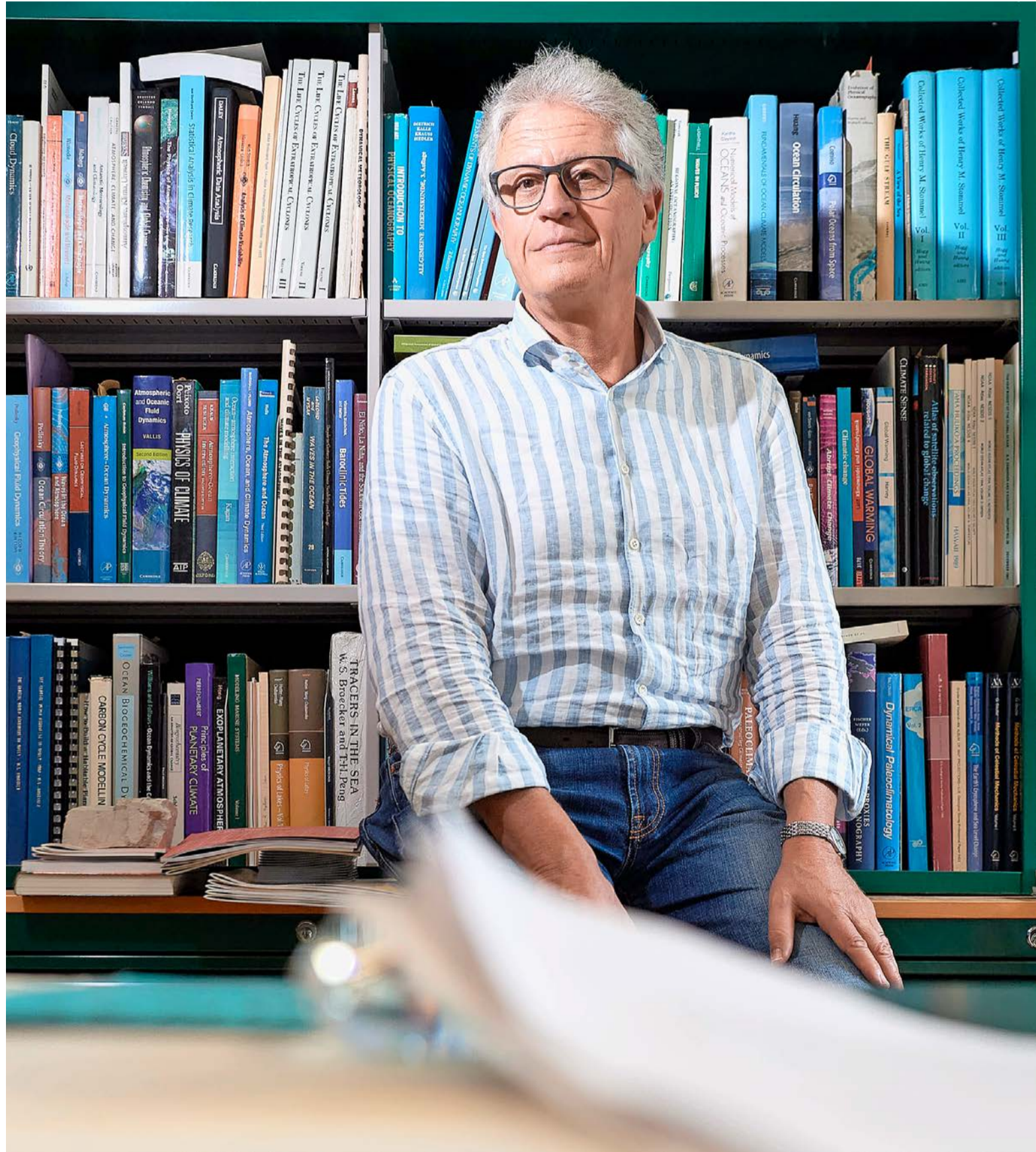
Das Gefühl einer akuten Gefahr. Leider gilt heute die Regel: «Wir geniessen es, so lange es geht, und erst wenn es wirklich schlimm wird, reagieren wir.» Doch wenn eine weltweite Dynamik mal richtig begonnen hat, ist es schwierig, wirksame Massnahmen dagegen zu ergreifen. Das hat uns die Corona-Pandemie deutlich vor Augen geführt.

In den 80er-Jahren war das Waldsterben das grosse Umweltthema, später das Ozonloch. Beide Probleme konnten gelöst werden.

Das sind zwei gute Beispiele von Erfolgsgeschichten: Die Wissenschaft hat früh gewarnt, und die Politik reagierte schnell darauf. Beim Ozonloch war es so, dass man ein Ersatzprodukt für das schädliche FCKW in Spraydosens und Kühlschränken fand. Die Klimaproblematik ist viel grundlegender: Unsere gesamte Gesellschaft basiert auf der Abhängigkeit von fossilen Brennstoffen wie Erdöl, Kohle und Gas. Das zu ändern, ist eine gewalti-

«Beim Coronavirus wie beim Klimawandel geht es darum, sich zugunsten der Gemeinschaft anders zu verhalten oder auf eigene Vorteile zu verzichten.»

Thomas Stocker
Klimaforscher



Der Klimaforscher Thomas Stocker in seinem Büro am Physikalischen Institut der Universität Bern. Foto: Adrian Moser

ge Aufgabe. Aber sie ist nicht unlösbar.

Was wird die Rettung bringen: eine Veränderung unseres Lebenswandels oder neue Technologien?

Es braucht beides. Ein unbeschränkter Verbrauch von Rohstoffen kann nicht funktionieren. Wir müssen unseren Konsum, der in den letzten 30 Jahren gewaltig gestiegen ist, einschränken. Und natürlich benötigen wir neue Technologien – synthetische Treibstoffe und Energie aus erneuerbaren Quellen.

Können wir es überhaupt noch schaffen?

Klar ist: Das historische Klimaabkommen von Paris von 2015 steht auf der Kippe. Das erklärte Ziel, dass sich das Klima um höchstens 1,5 Grad erwärmt, ist aus heutiger Sicht kaum noch zu erreichen. Aktuell sind wir auf 1,1 Grad gegenüber der vor-

industriellen Zeit. Wir müssen uns fragen: Können wir es uns leisten, auch das weniger ehrgeizige Ziel zu verfehlen – die Temperaturerwärmung unter 2 Grad zu halten?

Können wir?

Nein, das können wir nicht. Fragen Sie Menschen im mediterranen Raum, wie es mit ihrer Wasserversorgung, mit Hitze und Dürre aussieht. Wir haben diesen Sommer gesehen, dass der Klimawandel selbst in moderaten Zonen wie der Schweiz über Extremereignisse zuschlagen kann. Die Folgen sind gigantisch teuer. Deutschland hat nach den dortigen Überflutungen sofort 30 Milliarden Euro gesprochen. Und dieser Betrag wird wahrscheinlich nicht reichen.

Was sagen Sie, wenn Kritiker Ihnen vorwerfen, dass Sie Politik betreiben anstelle von Wissenschaft?

Zur Person

Thomas Stocker (62) ist einer der bekanntesten Schweizer Klimaforscher. Seit 1993 ist er Professor am Physikalischen Institut der Universität Bern, wo er die Abteilung für Klima- und Umweltpolitik leitet. Von 2008 bis 2015 war er Co-Vorsitzender der Arbeitsgruppe I des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC). Der Bericht, der unter seinem Vorsitz von allen Ländern verabschiedet wurde, bildet die wissenschaftliche Grundlage für das Klimaabkommen von Paris von 2015.

Thomas Stocker ist verheiratet, hat zwei erwachsene Töchter und lebt in Bern. (mjc)

Ich bin jetzt seit 28 Jahren an der Uni Bern. Wenn ich Politik machen würde und keine Wissenschaft, dann würde mich der Kanton Bern sicher nicht mehr finanzieren. Was unser Institut tut: Wir erarbeiten wissenschaftliche Resultate und stellen sie der Öffentlichkeit und den politischen Entscheidungsträgern zur Verfügung. Wir sprechen dabei stets in Szenarien. Die Politikerinnen und Politiker beziehungsweise die Bürgerinnen und Bürger entscheiden dann, welches Szenario sie anstreben.

Sie sprechen am 1. September in Bern an einer internationalen Konferenz zum Thema Städte und CO₂-Ausstoss. Was können Städte im Kampf gegen den Klimawandel tun?

Ganz klar: Die Welt muss ihren CO₂-Ausstoss reduzieren, um die Pariser Klimaziele zu erreichen. Die Städte können hier einen grossen Beitrag leisten. Besonders viel Energie verbraucht das

Heizen und Kühlen von Räumen. In Städten können Verbundwerke, Fernwärme, effizientere Prozesse, verdichtetes Bauen und die Umstellung auf erneuerbare Energien enorm viel bewirken.

Viele Städterinnen und Städter denken, sie seien umweltbewusster als die Landbevölkerung. Stimmt das?

Selbstverständlich haben Städter mehr Möglichkeiten, ihre Mobilität umzustellen, als Bewohner auf dem Land, wo der öffentliche Verkehr weniger stark ausgebaut ist. Aber jeder muss sich ehrlich fragen, welche Emissionen er verursacht. Diese setzen sich aus unterschiedlichsten Tätigkeiten zusammen: Heizen, Pendeln, Ferienreisen, Essen. Die Kategorisierung in Städter und Landbevölkerung ist meiner Meinung nach eine billige politische Masche, um die Leute auseinanderzubringen. Dabei handelt es sich beim Klimawandel um ein Problem, das uns alle betrifft und

Für ihn gibt es nur den Moment – und die Aare

Fährmann Daniel Glauser Der 60-Jährige erzählt von seinen Erlebnissen auf der Bodenackerfähre. Die «Logbuch»-Lektüre ist nicht überraschend, aber bezaubernd.

Fährmann Daniel Glauser sitzt auf der Veranda des Fährhäuschens in Muri. Als die Glocke bimmelt, nimmt er seine Tasche mit Münz und Billetten und legt los. Mit routinierten Bewegungen steuert er die Bodenackerfähre über den Fluss, um die Gäste auf der anderen Seite abzuholen. Es ist warm, der Wind streichelt die Blätter in den Bäumen, die Aare fliesst relativ schnell und doch in beruhigender Regelmässigkeit unter dem Boot hindurch. Kurz: Man kann gar nicht anders, als die Überfahrt in vollen Zügen zu geniessen.

Natürlich, bei idealen Bedingungen ist eine Reise mit der Fähre ein Traum. Aber im Dezember? Die Bodenackerfähre ist schliesslich fast das ganze Jahr über bedient, nur im Februar macht das fünfköpfige Fährteam eine Woche Pause. «Mir gefällt jedes Wetter», sagt Daniel Glauser. «Je nachdem entsteht einfach eine völlig andere Stimmung.»

Der 60-Jährige beschreibt in seinem gerade erschienenen Werk «Aare – Logbuch eines Fährmanns» seine Arbeit. Entstanden ist es aus einer Art Tagebuch, die er führte, um einerseits technische Daten wie Wasserstand, Fliessgeschwindigkeit und Wetter festzuhalten, andererseits um Begegnungen mit den unterschiedlichsten Passagieren aufzuschreiben. «Jeder Tag ist neu, es gibt keine Routine», sagt Daniel Glauser.

Vom Blog zum Buch

Die Texte postete er auf seinem Blog Faehrima.ch. Aus ihnen ist nun das Buch entstanden. Die einzelnen Einträge sind eher kurz und nach Datum geordnet. Der Autor beschreibt – oft ohne weitere Einordnung. Für Aarefans gibt das Werk emotionale Einblicke in die Natur und das Leben rund um den Fluss, es lässt sie mehr erfahren über dessen smaragdgrüne Farbe und den Mythos des Fährmanns, aber



Daniel Glauser auf der Bodenackerfähre in Muri. Foto: Nicole Philipp

es ist kein literarisches Buch, das mit Sprache spielt.

Daniel Glauser geht es darum, seinen Leserinnen und Lesern zu zeigen, wie vielfältig das Leben ist und wie sehr er dies bei seiner Arbeit als Fährmann wahrnimmt, weil er jeweils ganz im Hier und Jetzt ist. «Das ist ein Gegenpol zum Zielgerichteten in unserer Gesellschaft», erklärt er. Wenn man ihm zuhört, wie er vom Fährmann-Dasein schwärmt, fühlt man sich fast wie in einem Werbespot. Er widerspricht: «Ich mache keine Werbung für meinen Beruf, ich mache Werbung fürs Leben.»

Fährmann und Architekt

Denn Leben heisst für ihn: im Moment sein, nicht bereits die nächste Aufgabe vor Augen haben. Dies widerfuhr Daniel Glauser bei seiner früheren Arbeit als Architekt viel zu oft. Vor zehn Jahren hatte er sich so sehr ver-

ausgibt, dass er beschloss, seinen Alltag umzukrempeln. Es zog ihn zu einer physischen Tätigkeit in der Natur, und als sich vor fünf Jahren die Gelegenheit bot, Fährmann zu werden, packte er zu.

Daniel Glauser absolvierte eine rund viermonatige Ausbildung für das Führen eines «besonderen Passagierschiffs», das sind Boote mit mehr als 12 Passagieren. Die Bodenackerfähre kann maximal 16 Personen aufnehmen. Lernen musste er etwa das Stacheln, das Rudern und die Punktlandung. Zudem legte er die theoretische Schiffsfahrtsprüfung ab.

Angestellt sind die Fährleute beim Werkhof der Gemeinde Muri – in den untersten Lohnklassen. «Ich habe noch nie so wenig verdient wie jetzt», sagt Daniel Glauser. «Aber ich bin noch nie so reich beschenkt worden.» Neben seinem Pensum von

50 Prozent als Fährmann arbeitet er weiterhin auf Mandatsbasis als Architekt für die Kreislaufwirtschaft am Bau.

«Ich bin der Kapitän»

Die Arbeit auf der Bodenackerfähre ist körperlich anspruchsvoll. Aber auch der ständige Austausch mit Menschen fordert. Nachvollziehen kann man das, wenn man Daniel Glauser beobachtet, wie er Passagiere über die Aare befördert. Voller Konzentration steuert er das Boot und strahlt dabei bewusst Ruhe und Sicherheit aus. Ab und zu fragt er bei den Gästen nach, beantwortet Fragen. Im Moment drehen sich die häufigsten rund um das Hochwasser im Sommer.

«Ich bin der Kapitän und habe die Verantwortung», sagt Daniel Glauser. Deshalb müsse er jederzeit abschätzen, wie er am besten reagiere – zum Beispiel wenn er Leute mitnehme, die nicht schwimmen können und deshalb Angst vor dem Wasser haben. Richtig unangenehme Situationen erlebe er nur selten, einmal bei betrunkenen Gästen. «Ich sagte der Gruppe von angeheiterten Senioren, dass ich jetzt nicht alle gleichzeitig mit aufs Boot nehme.»

In letzter Zeit hat er vor allem eine bestimmte Marotte vermehrt beobachtet: «Sobald ich losfahre, zücken die Leute ihr Handy, um ein Bild von der Aare zu machen. Danach blicken sie überrascht auf, wenn die Fahrt schon vorbei ist.» Mit durchschnittlich zwei Minuten ist diese zwar tatsächlich kurz. Aber für alle, die sich nur auf den Moment konzentrieren, wirkt sie plötzlich sehr lang.

Mirjam Comtesse



Daniel Glauser
Aare – Logbuch eines Fährmanns
Lokwort-Verlag
2021, 176 Seiten,
ca. 34 Fr.

Mieter lässt Prostituierte in seiner Wohnung arbeiten

Illegaler Nebenverdienst Ein Mann aus Bern wird gebüsst, weil er Zimmer in seiner Mietwohnung diversen Sexarbeiterinnen zur Verfügung stellt. Kommt so was häufig vor?

Der Mann arbeitet als selbstständiger Berater. Der Sitz seiner Einzel-Firma befindet sich dort, wo er wohnt: in einem fünfstöckigen Wohnblock im Westen Berns. Irgendwann Ende letzten Jahres beschliesst der 43-Jährige, sich einen illegalen Nebenverdienst zu sichern: Er stellt Zimmer in seiner Mietwohnung diversen Prostituierten für deren Dienste zur Verfügung.

Das tut er während rund dreier Monate. Mindestens sieben Sexarbeiterinnen gehen in dieser Zeit in der Wohnung ein und aus. 100 Franken müssen sie pro Tag für die Benutzung der Zimmer zahlen. Das geht aus einem Strafbefehl hervor.

5000 Franken Busse

Der gebürtige Schweizer fliegt diesen Frühling mit dem illegalen Treiben auf. Inklusiv Gebüh-

ren brummt ihm die Staatsanwaltschaft schliesslich eine Busse von 5000 Franken auf. Etwas aufgestockt wurde diese aufgrund der Tatsache, dass bei ihm zu Hause auch noch diverse Drogen gefunden wurden.

Bei der Stadtberner Fremdenpolizei hat man Kenntnis von dem Fall. Die Behörde tritt auf den Plan, wenn es um ausländerrechtliche Fragen geht. Laut deren Leiter, Alexander Ott, handelte es sich bei den Prostituierten um Frauen aus Süd- und Osteuropa mit gültiger Aufenthaltsbewilligung. Einige von ihnen arbeiteten laut ihm damals regulär in einem Bordell in der Region Bern. Weil sie für ihr Anschaffen in einer Stadtberner Wohnung weder über eine Bewilligung verfügten noch bei der Gemeinde gemeldet waren, erhielten auch sie eine Busse.

Offenbar war es so, dass der Mann die Frauen kannte und ihnen anbot, bei ihm zu Hause Freier zu empfangen. Laut Ott kommen solche Fälle eher selten vor. Was er jedoch bestätigen kann: Immer mehr Prostituierte ziehen sich aus professionell geführten Etablissements zurück und bieten ihre Dienste in den eigenen vier Wänden an. Auf sich aufmerksam machen sie in einschlägigen Internetportalen. Ott: «Gerade während der Pandemie hat sich dieser Trend verstärkt.»

Ein gängiger Preis

Doch warum ziehen Sexarbeiterinnen ein Zimmer in einer fremden Privatwohnung einem professionell geführten Etablissement vor – zumal während der Pandemie in Bern die Bordelle ja im Gegensatz zu anderen Kantonen geöffnet bleiben durften?

«In Bordellen ist die Konkurrenzsituation viel grösser», mutmasst Ott. Ausserdem seien Privatwohnungen deutlich diskreter, worauf viele Freier grossen Wert legen würden.

Trotz aller Diskretion, das illegale Treiben in dem Wohnblock flog auf, vermutlich erhielt die Polizei einen Hinweis von Nachbarn. Dass der Untervermieter die Frauen ausbeutete – also ihnen etwa auch einen Teil ihres Gewinns abknöpfte –, darauf gab es laut Ott keine Hinweise.

Auch die 100 Franken, die der Mann von den Damen pro Tag verlangte, sind laut ihm nicht überraschend, sondern ein gängiger Preis. In etablierten Etablissements in der Stadt Bern würden für ein Zimmer ebenso um die 100 Franken verlangt.

Michael Bucher

das wir nur gemeinsam bewältigen können.

Wie leben Sie?

Ich bin wie wir alle noch weit davon entfernt, CO₂-neutral zu leben. Aber alle unsere Fenster sind neu, die Öl-Heizung wird durch eine Erdsonden-Heizung ersetzt. Und zur nächsten Klimakonferenz in Rom werde ich mit dem Zug reisen.

Was halten Sie von der Vision, dass wir im schlimmsten Fall auf den Mars auswandern könnten?

Das ist eine nette Geschichte für ein Märchenbuch, aber ein völliger Blödsinn. Wer will schon auf dem Mars wohnen? Die Frage nach vergangenen Lebensformen auf dem Mars ist wissenschaftlich hochinteressant, heute ist die Oberfläche jedoch eine totale Ödnis. Tragen wir Sorge zum wunderbaren Lebensraum, den wir hier haben. Einen anderen gibt es nicht.

Zur Konferenz

Am 1. September findet im Wankdorfstadion in Bern der Event «Decarbonising Cities» statt. Organisiert wird er von der Stadtwerke-Allianz Swispower und der britischen Botschaft. Politiker, Wissenschaftlerinnen und Unternehmensvertreter werden über die internationale Klimapolitik sprechen, vielversprechende neue Technologien sowie Möglichkeiten für Städte, ihren ökologischen Fussabdruck zu verbessern. (mjc)

Weitere Infos:
www.decarbonisingcities.ch

